



Eine wissenschaftliche Studie untersucht den Einfluss des Hebräischen und Jiddischen auf das Deutsche

Wie es zum „Hals- und Beinbruch“ kam

von Gregor Petrowsky

Sprache ist wandelbar. Sie formt sich tausendfach neu und ist ständigen, oftmals unberechenbaren Veränderungen unterworfen. Grammatische Elemente entstehen und verschwinden, verändern sich und hinterlassen Spuren. Was von vereinzelt Puristen und Perfektionisten als Makel bezeichnet wurde, ist vom Großteil der Betroffenen längst als die großartige Eigenschaft erkannt worden, die es einer Sprache erlaubt, über Jahrhunderte hinweg relevant zu bleiben.

Der deutsche Wortschatz ist keine Ausnahme. Ununterbrochen erhalten Wörter neue Bedeutungen, geraten in Vergessenheit oder tauchen wie aus dem Nichts auf und bestimmen dabei, was wir mit unserer Sprache ausdrücken können.

Fremdwörter werden zu Lehnwörtern, werden ein Teil der Alltagssprache, bis sie, wenn sie nur lange genug am Leben bleiben, so vollkommen mit der Zielsprache verschmolzen sind, dass ausführliche Studien und etymologische Wörterbücher nötig sind, um ihren Ursprung zu erkennen.

Jeder kennt gebräuchliche Anglizismen oder lateinische Fachbegriffe, doch der große Einfluss, den das Hebräische und das Jiddische auf die deutsche Sprache ausüben, wird leicht übersehen.

Genau damit beschäftigt sich Mechthild Podzeit-Lütjen in ihrer Bachelorarbeit *Hebräische Elemente in der Sprache des Journalismus – „Tachles“ reden und die „Leviten“ lesen. Das durchsetzte Deutsch*, deren Inhalt hier betrachtet wird.

Auch der Weg ebendieser Elemente steht im Mittelpunkt der Arbeit. Die Vergangenheit des Jiddischen ist nämlich keine einfache, aber ohne Zweifel eine interessante.

Das Jiddische hat eine spannende Entstehungsgeschichte

Spätestens seit Beginn der Neuzeit, etwa um 1500, kann das Jiddische als selbstständige, vom Deutschen zu unterscheidende Sprache angesehen werden. Es war stets die gesprochene Sprache der Juden des deutschen Sprachraums, der sogenannten *Aschkenasim*. Für das Praktizieren des Glaubens, in Gebet und Gesang, wurde nach wie vor Hebräisch benutzt.

Obwohl durchaus Gebetsbücher oder auch Unterhaltungsliteratur auf Jiddisch verfasst wurden, waren das eher Einzelfälle und es blieb primär eine gesprochene Sprache. Die Rechtsprechung, die Korrespondenz zwischen Gelehrten, all das fand weiterhin auf Hebräisch statt.

Auf gewisse Weise lässt sich dieser Konflikt in vielen Sprachen finden. Schließlich musste auch das Deutsche sich erst als eine der Schrift würdige Sprache etablieren und über Jahrhunderte hinweg etwa gegen das Lateinische als „einzig mögliche Sprache der Gebildeten“ durchsetzen. Podzeit-Lütjen beschreibt sehr treffend die Problematik, die verhinderte, dass es beim Jiddischen zu diesem Prozess kam. Mangels genauerer Untersuchungen wurde es viel zu oft bloß als jüdisch-deutscher Dialekt angesehen, abwertend als „Jargon“ abgetan, der keine Übertragung in niedergeschriebene Sprache wert war.

Mehrere Jahrhunderte blieb diese Ansicht nicht nur unangefochten, sie wurde bewusst gefestigt. Während der *Haskala* (hebräisch für „Bildung“), einer jüdischen Aufklärungsbewegung, die etwa 1770–1880 stattfand, wurde das Jiddische wiederholt als rückständig abgetan, als Grund für fehlenden Zusammenhalt der jüdischen Gemeinde. Im Gegensatz dazu wurde Hebräisch glorifiziert, zur vollkommenen und heiligen Sprache ernannt, man hat dazu aufgerufen, Kinder strikt zweisprachlich hebräisch und hochdeutsch zu erziehen, um das Jiddische zu verbannen.

Trotz dieser Bemühungen blieb Jiddisch fest im deutschen Sprachraum verankert. Es blieb die gesprochene Sprache der Wahl für unzählige Juden. Doch es steht außer Zweifel, dass Jiddisch sich durch die *Haskala* noch weiter davon entfernte, als eigenständige Sprache anerkannt und auch in schriftlicher Form benutzt zu werden.



Mechthild Podzeit-Lütjen ist Schriftstellerin in Wien und publizierte zuletzt das Hörbuch *Perseus oder das Unvorhergesehene* (Astormedia 2013)

Foto: Wolfgang H. Wögerer, Wien



Eine Gegenbewegung dazu fand erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts statt. Plötzlich wurde Jiddisch in Literatur, Presse und auch im Theater benutzt. Allerdings war das nicht die Ursache, sondern bloß die Folge eines sich ändernden Bezugs zur Sprache. Statt Jiddisch als Jargon der Ungebildeten zu betrachten, wurde es vermehrt als Sprache des Volkes bezeichnet. Statt es für fehlenden Zusammenhalt verantwortlich zu machen, wurde es ein Symbol der Gemeinschaft. Jiddisch wurde zu einem Medium moderner Kommunikation.

Mechthild Podzeit-Lütjen untermauert diese Neubewertung sehr passend mit einem Zitat Ber Borochows: „Di ershte zakh far a yedn dervakhndin folk iz: vern a har iber zayn eyener shprakh.“

In Deutsch: Das Erste für jedes erwachende Volk ist: Herr der eigenen Sprache zu werden.

Einerseits durch das geänderte Bewusstsein der Jiddischsprechenden, andererseits durch die genauere Betrachtung der Sprache durch verschiedene Linguisten, ist Jiddisch inzwischen zweifelsfrei als eigenständige Sprache anzusehen.

Weshalb aus sprachwissenschaftlicher Sicht kein anderer Schluss möglich ist, erklärt Podzeit-Lütjen sehr anschaulich, wobei das darin enthaltene Zitat aus *Jiddisch, Geschichte und Kultur einer Weltsprache* von Marion Aptroot und Roland Gruschka stammt:

*Die Elemente der Quellsprachen, die in das Jiddische eingegangen sind, nennen wir **Komponenten**. Wenn von Komponenten des Jiddischen die Rede ist, sind die Bezeichnungen Deutsch, Hebräisch-Aramäisch, Slawisch und Romanisch als Sammelbegriff für die verschiedenen Quellsprachen, ihre Dialekte und historischen Sprachstufen zu verstehen. „Der Einfluss dieser Komponenten auf das Jiddische beschränkt sich nicht allein auf Wörter, sondern macht sich auf allen Ebenen der Sprache bemerkbar: Wortschatz, Morphologie, Syntax, Semantik, Lautinventar.*

Das Jiddische selbst ist mehr als die Summe seiner Komponenten, denn die Elemente der Quellsprachen haben bei ihrer Aufnahme ins Jiddische und in der Zeit danach in nicht unerheblichem Maße eine Eigenentwicklung gegenüber ihren Entsprechungen in den Quellsprachen durchgemacht. Darüber hinaus haben sich die Komponenten des Jiddischen gegenseitig beeinflusst: Ihre Elemente gingen neue Verbindungen untereinander ein, Bedeutungen und Funktionen wurden übertragen, neue grammatische Konstruktionen haben sich herausgebildet.“

Starke Vermischung von Hebräisch und Jiddisch

Durch den andauernden, engen Kontakt zum Deutschen hat Jiddisch nun, wie so viele Sprachen, die mit dem Deutschen in Berührung kamen, seine Spuren hinterlassen. Und da im Jiddischen selbst viele hebräische Elemente zu finden sind, machen diese Spuren einen wesentlichen Bestandteil dessen aus, was vom Hebräischen im Deutschen zu finden ist.

Allerdings gibt es sehr wohl auch viele direkte Berührungen des Hebräischen und Deutschen. Podzeit-Lütjen hat sowohl von diesen direkten Berührungen, als auch von den Spuren des Jiddischen viele Begriffe gesondert untersucht und erklärt, von denen ich einige wiedergeben möchte.

Von den direkten Berührungen gibt es zunächst einmal biblische Begriffe, die auch in der Alltagssprache benutzt werden, wie etwa „Amen“, was so viel wie „feststehend“ bedeutet oder auch „so ist es“ bzw. „so sei es“.

Auch „Halleluja“ kommt aus dem Hebräischen und bedeutet so viel wie „lobet den Herrn“, oder eigentlich „lobet Jahwe“. Das -ja ist eine Kurzform des Gottesnamen *Jahwe*.

Gerade bei den Namen finden sich im Deutschen ebenfalls sehr viele hebräische Einflüsse, was nur natürlich ist, schließlich zählen biblische Namen in Mitteleuropa zu den am weitesten verbreiteten. „Daniel“ kommt beispielsweise aus dem Hebräischen und bedeutet „Gott richtet“, „Johannes“ lässt sich mit „Gott ist gnädig“ übersetzen, „Hanna“ mit „die Begnadete“ und „Raffael“ mit „Gott heilt“.

Podzeit-Lütjen dazu: „wie selbstverständlich werden den Neugeborenen hebräische Namen gegeben und oft nicht zuletzt der Bedeutung wegen. Immerhin stellt der Name ein branding dar für ein ganzes Leben.“

Bei biblischen Begriffen und Eigennamen sind hebräische Wurzeln zu erwarten, doch Podzeit-Lütjen stellt in ihrer Arbeit auch viele Ausdrücke vor, die schon so gebräuchlich in unserer Alltagssprache sind, dass ihre Herkunft nicht so offensichtlich ist.

Als erstes Beispiel sei der Spruch „Hals- und Beinbruch“ erwähnt. Dieser ist nämlich keineswegs bloß ein ironischer Wunsch nach keinen Unfällen – wie etwa „wird schon schief gehen“ –, obwohl er möglicherweise später unter dieser Annahme verbreitet wurde. Nein, ursprünglich handelt es sich bei dem Spruch um einen jiddischen Segenswunsch. *Hatslacha u berocha* bedeutet eigentlich „Glück und Segen“ und wurde schlicht und ergreifend falsch verstanden, wie Podzeit-Lütjen näher ausführt: „wobei das unverstandene *hatslacha*



Abb.: www.amazon.de

Selbst Max und Moritz gibt es auf Jiddisch

zu Hals und Bein [im Sinne von „Knochen“ als pars pro toto für den ganzen Menschen] ergänzt wurde, während *berocho* (beracha, Segen) zu Bruch wurde.“

Die von der Autorin unternommene Spurensuche mit den in einer umfangreichen Tabelle hinzugefügten etymologischen Erklärungen führt zu vielen bereichernden

Aha-Erlebnissen. Aus dem Jiddischen übernommen ist beispielsweise auch das in Österreich verwendete „Beisel“ für – meist volkstümlich eingerichtete – Wirtshäuser oder Kneipen. Der ähnliche jiddische Begriff dazu ist *bajis* und bedeutet Haus. Er kommt von dem hebräischen *bajit* (ebenfalls Haus).

„Betucht“, was im Deutschen mittlerweile im Sinne von „wohlhabend“ gebraucht wird, wird nicht, wie viele intuitiv vermuten, von dem Wort „Tuch“ abgeleitet, sondern kommt von dem jiddischen *betuch*, welches „sicher“ oder „vertrauenswürdig“ bedeutet und wiederum von dem hebräischen *batach* (Vertrauen) ableitbar ist.

Auch eine große Anzahl umgangssprachlicher Ausdrücke, die im Mündlichen eher als im Schriftlichen zu finden sind, lassen sich auf das Hebräische zurückführen: „Haberer“ vom hebräischen *chaver* (Freund, Kumpel), das in Berlin beliebte „dufte“ (gut, toll) vom jiddischen *toff* (gut), „Massel“ (Glück) vom hebräischen *Masal* (ebenfalls Glück). „Meschugge“ ist im Jiddischen und im Hebräischen beinahe unverändert zu finden und bedeutet „verrückt“ oder „wahnsinnig“, und „Kies“ als Begriff für „Geld“ kommt vom hebräischen *kiss* (Geldbeutel).

Bei einigen Wörtern ist die genaue Herkunft nicht eindeutig oder umstritten. Bei dem Wort „kotzen“ ist beispielsweise vorstellbar, dass es sich aus dem hebräischen Wort *qoz* (Ekel) ableitet, jedoch ordnen einige Quellen es stattdessen einer lautmalerischen Ableitung vom mittelhochdeutschen *koppen* (krächzen, vor allem von Raben) zu.

Zeitungen als Spiegel des heutigen Sprachgebrauchs

Von umgangssprachlichen Ausdrücken abgesehen beschäftigt sich Podzeit-Lütjens Arbeit zu einem großen Teil mit der

Sprache des Journalismus, also mit hebräischen Elementen, die man auch in der Schriftsprache üblicherweise finden kann.

Zu diesen gehört z. B. auch das Wort „Ganove“, das durchaus sowohl in der Literatur, als auch in Zeitungen zu finden ist, und dessen Herkunft wohl nicht jedem bekannt ist und die man auch nicht so leicht erraten könnte. Es kommt aus dem Hebräischen, nämlich von *gannaw* [*ga'nav*] (stehlen).

Besonders hochfrequent in Podzeit-Lütjens Analyse tauchte auch „Schlamassel“ auf, das direkt aus dem Jiddischen kommt und als Gegenstück zum zuvor erwähnten *Masal* (Glück) „Unglück“ bedeutet.

„Zoff“ ist ebenfalls sehr häufig vertreten. Aus dem hebräischen *so'af* bedeutet es in beiden Sprachen „Streit“, „Zank“ oder „Unfrieden“.

Klarer aus dem Jiddischen oder Hebräischen kommend erkennbar, werden auch die Begriffe „koscher“ (rein, im übertragenen Sinne auch vertrauenswürdig), „Tacheles“ (Klartext), und „Chuzpe“ (Frechheit, Dreistigkeit) mit vergleichsweise großer Häufigkeit benutzt.

Zur Vollständigkeit sei erwähnt, dass es sich bei den von Podzeit-Lütjens untersuchten Zeitungen um *Die Presse* aus Wien, die *Neue Zürcher Zeitung*, die Wochenzeitung *Die Zeit* aus Hamburg, *Die Süddeutsche Zeitung* und das *Liechtensteiner Volksblatt* handelt. Es wurde also nicht die österreichische Sprache allein analysiert, sondern – durch Stichproben – der gesamte deutsche Sprachraum. Mit geringen Abweichungen untersuchte Podzeit-Lütjens jeweils den Zeitraum zwischen 2000 und 2014.

Die Schweizer *Neue Zürcher Zeitung* und das *Liechtensteiner Volksblatt* zeigten mit Abstand die geringste Frequenz der untersuchten jiddischen Ausdrücke, während die österreichische Zeitung *Die Presse* und die beiden deutschen Zeitungen *Süddeutsche Zeitung* und *Die Zeit* jeweils etwa vergleichbare Ergebnisse aufweisen.

Häufigkeit der Verwendung der ausgewählten jüdischen Begriffe in den untersuchten Medien im Beobachtungszeitraum

	Die Presse/ A	NZZ/CH	Die Zeit/D	SZ/D	Volksblatt/ FL
Schlamassel	439	310	350	286	9
Schmonzes	12	1	3	6	0
Ganove	140	21	178	242	3
Koscher	170	37	164	56	2
Zoff	94	68	197	625	6
Chuzpe	233	68	326	222	1
Tacheles	93	35	290	118	5

>>>



Podzeit-Lütjen merkt an, dass ihre Arbeit Tendenzen aufzeigt und Ergebnisse sich je nach Auswahl der Wörter, des Zeitraums, des Mediums und der Lokalität verschieben können und es wünschenswert wäre, die Untersuchungen weiterzuführen, bevor eindeutige Schlüsse gezogen werden können. Wörtlich empfiehlt sie hier:

„Die hebräischen Elemente sind Bestand der Deutschen Sprache! Jiddische Termini finden nach wie vor Eingang, vermehrt im Journalismus der Zeitungssprache.“

Zu erforschen wäre[n] in weiterführenden Analysen Lemmatendenzen im Qualitäts- und im Boulevardprint und als weitere Analyse die Verwendung jiddischer Lemmata über unterschiedliche Zeiträume verschiedener Zeitungen und deren Vergleich.“

In jedem Fall kann jedoch festgestellt werden, dass jiddische Begriffe beziehungsweise Ausdrücke hebräischer Herkunft durchaus in Zeitungen vorkommen. Nicht zu vergessen bleiben natürlich die anderen Begriffe, deren Vorkommen zwar nicht spezifisch untersucht wurde, die aber dennoch deutlich machen, wie durchwachsen die deutsche Sprache von hebräischen Elementen ist.

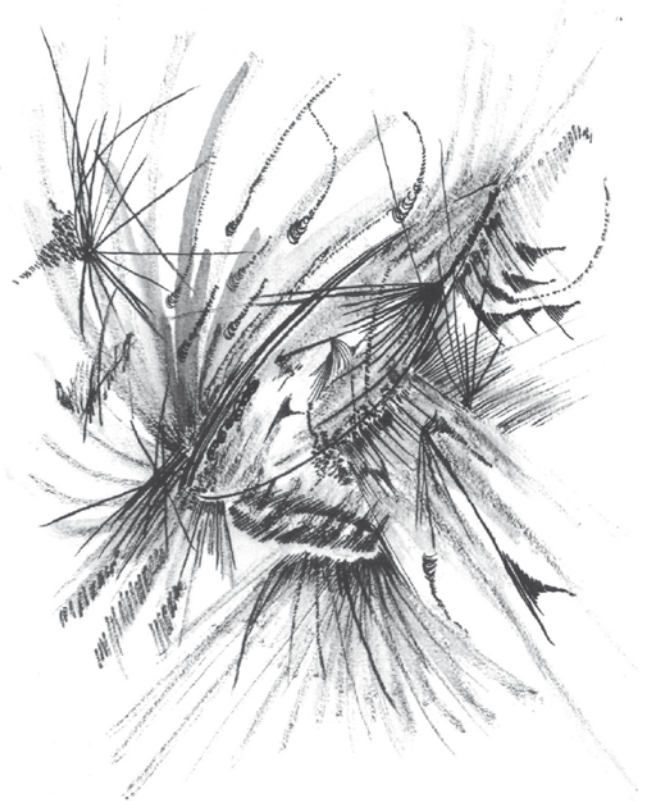
Podzeit-Lütjen erklärt sehr passend:

„Ich komme also auf meinen eingangs dargelegten **Kontextumriss aus der Forschungsgeschichte** zurück. Die da besagt, dass durch die Niederlassung der Volksgruppen die Sprache ihren Niederschlag und regional Eingang in die bestehende Sprache gefunden hat. Und zwar dauerhaft bis heute. Die jiddischen Sprachanteile durchsetzen die Deutsche Sprache bis heute. Dieser erfreulichen Entwicklung sollten sich Journalisten und Schriftsteller bewusst sein.“

Glücklicherweise ist es, wie bereits erwähnt, mittlerweile der allgemeine Konsens von Sprachwissenschaftlern, dass die Inhomogenität einer Sprache, die Vielfältigkeit ihres Wortschatzes und die Flexibilität bei der Aufnahme weiterer Wörter eine durchwegs positive Eigenschaft ist.

Linguisten, die die Wortherkunft untersuchen, analysieren und darauf aufmerksam machen, leisten einen wesentlichen Bestandteil zu dieser Einstellung, und in diesem Bereich ist Podzeit-Lütjens Arbeit zweifellos ein wertvoller Beitrag. Sorgfältig untersucht und treffend zusammengefasst liefert sie geschichtliche Hintergründe und weist auf zahlreiche hebräische Elemente hin, von denen hier bloß ein Bruchteil erwähnt werden konnte.

Gregor Petrowsky, geb. 1992 in Wien, Urenkel von Erika Mitterer, studiert Informatik und Germanistik an der Universität Wien.



Ilse Brem - Illustration zu *Das Gewitter*
aus: Ilse Brem - *Licht am Horizont*.
Gedichte; Berenkamp2010

ZEIT

von Rüdiger Stillfried

Zeit,
Zuchtrute allen Lebens.
Metaphysisches Instrument
schweigender Materie.
Niemand endender Ablauf
unbekanntes Ursprungs.
Veränderung
als Existenznachweis.
Erlösung
schmerztragenden
Lebens.
Erwartung der Freude.

Mechthild Podzeit-Lütjen

Bachelorarbeit bei Univ.-Prof. Mag. Dr. Peter Ernst

Hebräische Elemente in der Sprache des Journalismus

„*Hals- und Beinbruch*“ = „*Erfolg und Segen*“

Tachles reden und die *Levitin* lesen. Das durchgesetzte Deutsch.

Wien 2014